

Schwerpunkt: Wegen des hohen Bedarfs an Pflege und Betreuung für Betagte werden Flüchtlinge in einem Oberländer Pilotprojekt zu Pflegehelfern ausgebildet.

Aus Flüchtlingen werden Pflegehelfer

Region Mehr Menschen wollen zuhause alt werden. Doch wer pflegt sie? Ein Start-up aus dem Oberland schlägt eine Alternative zu unterbezahlten Care-Migrantinnen vor: Flüchtlinge. Die Idee ist ein sozial-ökonomischer Spagat – mit guten Erfolgsaussichten.

In Eritrea hatte Fthawit Mengstab Haarzöpfe geflochten und ihre Grosseltern gepflegt. In beiden Punkten unterscheidet sich ihre alte von ihrer neuen Heimat. Erstens verlangt die Haarmode hierzulande nicht nach solchen Aushilfen. Und zweitens wird die Pflege von alten Menschen in der Schweiz anders geregelt. «In Eritrea bleibt das jüngste Kind einer Familie bei den Eltern», sagt Mengstab. Das war bei ihrem Vater der Fall. Da er früh starb, wurde die Pflege der Grosseltern Sache von Mengstab und ihrer Mutter.

Ein solcher Pflegehelfer-Kurs umfasst drei Module à fünf Tage sowie einen Suva-Sicherheitskurs. Das vermittelte Themenspektrum ist breit: vom Umgang mit Demenz über Themen wie Sexualität, Körperpflege, Ernährung, Inkontinenz, Hilfe beim Waschen, Duschen, Stützstrümpfe anziehen, bis zu praktischen Übungen mit dem Rollstuhl oder wie man jemanden rückschonend aus einem Bett hebt. Auch ein offizieller Nothelferkurs und Selbstverteidigung gehören zum Programm. Die Schulungen werden allesamt von Fachspezialisten durchgeführt.

Konzept für Arbeitslose auf Flüchtlinge ausgedehnt

Ursprünglich richtete sich das Konzept an Arbeitslose und Wiedereinsteiger. Seit Mai dieses Jahres bietet das Start-up die Kurse nun auch für Flüchtlinge an. «In der Betreuung braucht es vor allem Sozialkompetenz, ein Flair für den Menschen. Das haben viele Flüchtlinge auch», sagt Monika Krummenacher, stellvertretende Geschäftsführerin der Goldstück AG. Noch handelt es sich um ein Projekt in der Frühphase. Im Mai absolvierten die ersten neun Flüchtlinge einen Pflegehelferkurs. Sieben bestanden den Abschlussstest, zwei scheiterten wegen ungenügender Deutschkenntnisse. Nun haben die ersten mit ihren Praktika begonnen, andere wie Fthawit Mengstab stehen kurz davor.

Vom Praktikum zu einer Festanstellung

Vor sechs Jahren kam die junge Frau als politischer Flüchtling in die Schweiz und lernte Deutsch – so gut, dass eine Unterhaltung mit ihr heute problemlos möglich ist. Und auch so gut, dass das Sozialamt sie Anfang dieses Jahres für einen Pflegehelferkurs empfahl. Das Ziel: dass sie nach drei Monaten Praktikum eine Festanstellung im Betrieb erhält und so dauerhaft in den ersten Arbeitsmarkt integriert wird.

Krummenacher sitzt in einem Kurszimmer in der alten Spinnerei an der Zürichstrasse in Aathal. Die Wände sind vollgehängt mit Bildern und Weisheiten berühmter Leute wie dem verstorbenen Apple-Gründer Steve Jobs: «Der einzige Weg, grossartige Arbeit zu leisten, ist zu lieben, was man tut.» An der Eingangstür zum Büro hängt ein Papier mit der Unternehmensphilosophie: «Mehr vom Leben» lautet der Slogan.

Was nach sozialem Engagement und staatlich bezahlter Integration klingt, ist in Wahrheit ein erstaunlich ökonomisches Projekt. Wegen immer mehr älteren Menschen, die ausserdem immer länger zuhause bleiben möchten, gibt es eine grosse Nachfrage nach Pflegehelfern. Der Bedarf kann mit inländischen Arbeitskräften nicht gedeckt werden. Die Lösung waren bis anhin sogenannte Care-Migrantinnen, die oft nur für ein paar Monate in die Schweiz kommen, einen sehr niedrigen Lohn beziehen und kaum Deutsch sprechen (siehe Nachfragefragt).

Vermittlung an Private und Spitzexorganisationen

Das Aathaler Start-up Goldstück AG bietet nun eine Alternative an: Es lehrt Flüchtlingen in Kursen, die dem Standard des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK) entsprechen, die Grundlagen der Pflege, und vermittelt sie dann als Praktikanten an Spitzex-Organisationen oder Private. Dort werden sie von Goldstück eng begleitet.

Fair, aber günstiger als Care-Migrantinnen

«Von der Idee würden eigentlich alle profitieren», sagt Krummenacher. Private und Spitzexorganisationen profitieren, weil die hier ansässigen Flüchtlinge fair, aber günstiger beschäftigt werden könnten als Care-Migrantinnen, bei denen hohe Kosten für Vermittlung, Reise, Kost und Logis anfallen. Die Gesellschaft wiederum profitiert insofern, als Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt integriert und damit Sozialhilfekosten reduziert würden. Vor allem aber



Fthawit Mengstab (vorne) und Lobsang Gyaltsen haben sich mit der Hilfe der Goldstück AG zu Pflegehelfern ausbilden lassen. Im September starten sie mit einem Praktikum bei der Spitzex Bachtel. Bilder Fabio Meier

wäre den Flüchtlingen selbst geholfen.

Profittieren würde zuletzt natürlich auch die Goldstück AG. Das streitet Krummenacher nicht ab. Die Firma ist in drei Firmenbereiche gegliedert (siehe Box).

Während die Vermittlung der Praktikumsplätze auf Non-Profit-Basis geschieht, verdient die Goldstück AG ihr Geld mit den Pflegehelferkursen. Das macht auch Sinn: Denn weil Goldstück die Vermittlung zu kostendeckenden Tarifen anbietet, können die Auftraggeber – also Spitzex-Organisationen oder Private – bei der Rekrutierung sparen.

Bei Care-Migration verdient Agentur mit

Ein Zahlenbeispiel: Beschäftigt die Spitzex einen von Goldstück vermittelten Flüchtling nach dem Praktikum dauerhaft, fallen als Kosten nur dessen Lohn an. Dabei handelt es sich in der Regel um den gesetzlich vorgeschriebenen Mindestlohn von knapp 4000 Franken. Soll zu ähnlich fairen Bedingungen eine Care-Migrantin beschäftigt werden, muss auf Organisationen zurückgegriffen werden, die an der Vermittlung mitverdienen. Die Caritas zum Beispiel verlangt zwif-

schon 6200 und 6800 Franken pro Monat plus Kost und Logis. Flüchtlinge als Pflegehelfer: Die

gung der Eritreerin Fthawit Mengstab zu spät eingetroffen, weswegen sich ihr Praktikumsbeginn verschoben habe. Eine zusätzliche Hürde bedeutet es für Goldstück, dass die Arbeitsbewilligungen nur für den jeweiligen Kanton gültig sind. Ein Flüchtling, der in Rütli lebt und eine Arbeitsbewilligung des Kantons Zürich hat, dürfte aus diesem Grund nicht einen betagten Menschen in Jona pflegen.

Erfolg hängt auch vom Flüchtling ab

Der Erfolg des Projekts hängt auch davon ab, ob sich die Flüchtlinge bei Privaten sowie den betroffenen Spitzex-Organisationen bewähren. Bei der einzigen Zürcher

Spitzex-Organisation, wo sich bereits ein Flüchtling im Praktikum befindet, ist man bis jetzt sehr positiv angetan. «Er ist kein Zuschauer, sondern hat von Anfang an tatkräftig mitgeholfen», sagt Regula Ammann, die zuständige Zentrumsleiterin innerhalb der Spitzex Zürich-Limmat. Der Flüchtling würde aber keine Aufträge alleine ausführen. «Wo vorher jemand alleine hinging, ist man jetzt zu zweit. Das gibt uns Gelegenheit, dem Kunden mehr

Zeit zu schenken», sagt Ammann. So würde man die Leistungen, die der Praktikant erbringt, dem Kunden nicht in Rechnung stellen.

Legen die Behörden ihre Vorsicht ab?

Letztendlich kommt es darauf an, wie sich die neuen Pfleger in ihren Praktika anstellen. «Ich habe viel gelernt, muss aber noch viele Erfahrungen machen», sagt der 26-jährige Lobsang Gyaltsen aus Tibet, der wie die Eritreerin Mengstab Anfang September mit einem Praktikum bei der Spitzex Bachtel beginnen soll. Gyaltsen ist vor vier Jahren als politischer Flüchtling in die Schweiz gekommen, lebt alleine in Dürnten und ist derzeit noch auf Sozialhilfe angewiesen. «Mein Ziel ist es, eine richtige Arbeit zu finden», sagt er.

Ob er sein Ziel erreicht? – Das liegt auch, aber nicht alleine in seinen Händen. Entscheidend wird sein, ob die Behörden ihre Vorsicht ablegen, ob Spitzex-Organisationen, private Auftraggeber und schliesslich auch die Betagten selber sich auf den neuen Pfleger einlassen. Und ob wirklich alle von der Idee profitieren, wie es Goldstück prophezeit. Auf einem der Zettel an der Wand des Kursraumes in Aathal steht: «Zuviel des Guten kann wundervoll sein.» Das Zitat von Mae West, einer Hollywood-Ikone der 30er-Jahre, wird derzeit einer harten Realitätsprobe unterzogen.

Andres Eberhard



Monika Krummenacher ist überzeugt: Von ihrer Geschäftsidee profitieren nicht nur die Flüchtlinge, sondern auch die Gesellschaft.

Persönlich

«Ausdauer ist meine grösste Stärke»

Bubikon Seit 1994 betreibt Marcel Brunner die Snowboard-Manufaktur Oxess in Bubikon, die heute zu den Spitzenlabeln zählt. Bei Olympischen Spielen, Weltmeisterschaften oder Weltcups landen Oxess-Fahrer regelmässig auf dem Podest.



Was macht ein Snowboard-Hersteller wie Sie im Sommer?

Marcel Brunner: Snowboards produzieren. Dabei liegt das Hauptziel darin, die Boards für Athleten von Juni bis September und jene für Privatkunden bis November fertigzustellen. **Waren Sie schon als Kind ein «Wintermensch»?** Ja. Da ich in Hinwil-Hadlikon aufgewachsen bin, fand ich die Skihügel in nächster Nähe. Heute geniesse ich den Sommer und die Wärme genauso.

Wer hat Ihnen das Snowboard bauen gelehrt?

Mit gut 20 Jahren begann ich, es mir selbst beizubringen. Aber bald war ich mit verschiedenen Weltmeistern wie Cla Mosca unterwegs und hatte das Glück, Tipps von Topathleten wie Doppelolympiasieger Vic Wild oder Nevin Galmarini zu erhalten.

Welche Voraussetzungen muss man mitbringen, um gute Snowboards zu bauen?

Handwerkliches Geschick, genaues Arbeiten sowie offen für Neues und nicht fixiert sein. **Können Sie Snowboardern, ohne an die Arbeit zu denken?** Nein. Ich mache mir immer Gedanken, was besser gemacht werden könnte – nicht nur wenn ich auf dem Snowboard stehe. Viele gute Entwicklungsideen habe ich auf dem Bike.

Was hat den Änstoss gegeben, eigene Snowboards zu entwickeln?

Bei der Bertschinger Innenausbau AG arbeitete ich als Schreiner. Schon damals produzierte ich sehr spezielle sowie runde Möbel und arbeitete privat mit Karbon. Bald kombinierte ich die Materialien mit Holz und stellte mein erstes Snowboard her. Mit einem Geschäftspartner, der Wirtschaft studiert hatte, sowie einem Grafiker, der das

Logo kreierte, gründete ich dann 1994 das Label Oxess.

Von wem haben Sie in Ihrem Leben am meisten gelernt?

Von meinem Vater. Er hat mir Grundwerte wie Zuverlässigkeit und sauberes Arbeiten beigebracht.

Was ist die grösste Herausforderung in Ihrem Beruf?

Der ewige Spagat zwischen aktiver Mitarbeit in der Produktion und den Meetings wie kürzlich mit dem Chef des russischen Snowboard-Verbandes oder dem Doppelolympiasieger Vic Wild. Daneben müssen unzählige E-Mails beantwortet, Rechnungen betreut werden. Auch das Marketing und die Entwicklung dürfen nicht auf der Strecke bleiben.

Welcher Film beeindruckte Sie zuletzt?

Der Sportfilm «Fire and Ice» von Willi Bogner aus dem Jahr 1986. Mit seinen spektakulären Bildern von Jungtalenten aus der damaligen Ski-, Snowboard-, Trick-Ski, Hängegleiter- und Surfszene war er für mich mit ein Auslöser zum Snowboarden.

Welche Persönlichkeit würden Sie gerne treffen?

Adolf Ogi. Ich denke, wir würden uns gut verstehen. Seine Ansichten decken sich oft mit meinen.

Was ist ihr Lieblingsort im Oberland?

Der Bachtel. Er gefällt mir extrem gut. Wenn möglich, bin ich dort einmal wöchentlich auf einer Biketour unterwegs.

Was sind Ihre grössten Stärken?

Zuverlässigkeit und Ausdauer, sie sind zugleich das Erfolgsrezept von Oxess. Ohne Ausdauer gäbe es meine Firma nicht mehr. **Und Ihre Achillesferse?** Ich kann nicht Nein sagen und versuche, immer alles unter einen Hut zu bringen.

Wem vertrauen Sie blind?

Meinem Geschäftspartner Heinz Rigaux, der mich seit 20 Jahren sehr stark unterstützt und motiviert.

Was macht Ihnen Angst oder Sorgen?

Dass ich versprochene Liefertermine nicht einhalten kann.

Welche Superkraft hätten Sie gerne?

Als ehemaliger Segelflugpilot und Deltasegler würde ich gerne fliegen können wie ein Vogel.

Welches Vorurteil können Sie nicht mehr hören?

Dass ich als Snowboardhersteller im Sommer nichts zu tun hätte.

Ihr grösster Traum?

Ein ganzes Jahr nicht arbeiten zu müssen und Zeit für mich und meine Familie zu haben.

Welche Schlagzeile würden Sie gerne einmal in der Zeitung lesen?

«Auf dem Olympia-Podest stehen die Gold-, Silber- und Bronzemedailleengewinner. Sie alle führen mit Oxess zu ihrem Erfolg.»

Interview: Rosmarie Schmid

Steckbrief

- **Name:** Marcel Brunner
- **Geburtsjahr:** 1969
- **Beruf:** Inhaber und Geschäftsführer der Oxess GmbH in Bubikon
- **Erlernerter Beruf:** Schreiner
- **Hobbys:** Mountainbike, Snowboard, Natur
- **Zivilstand/Kinder:** verheiratet, 1 Kind
- **Wohnort:** Bubikon

Nachgefragt

«Es braucht bessere Rahmenbedingungen»

In der Schweiz arbeiten viele temporäre ausländische Pflegehelferinnen, sogenannte Care-Migrantinnen. Ihre Zahl wird auf rund 10'000 geschätzt. Um wen handelt es sich dabei?

Barbara Lienhard: Es sind mehrheitlich Frauen aus Osteuropa, die für wenige Wochen bis zu drei Monaten in die Schweiz kommen und für die gleiche Zeit wieder zurückgehen. Sie betreuen pflegebedürftige Personen und kümmern sich um deren Haushalt, in dem sie oft auch wohnen. Sie sind häufig älter als 45 Jahre alt, haben eine gute Ausbildung, jedoch selten Qualifikationen im Pflegebereich.

Was sind die gesellschaftlichen Gründe für die Care-Migration?

Früher haben Frauen die Angehörigenpflege unbezahlt geleistet – und tun es immer noch, aber mit zunehmender Erwerbstätigkeit seltener. Nicht die Män-

ner, sondern andere, schlecht bezahlte Frauen füllen nun diese Lücke. Gleichzeitig haben wir immer mehr ältere Menschen, die zudem immer häufiger in ihrem Zuhause bleiben möchten. Weil in der Schweiz die Kosten für die Langzeitpflege grösstenteils Private selber tragen müssen, wird Pflege von Betagten häufig an günstige Arbeitskräfte ausgelagert. Mit der Erweiterung der Personenfreizügigkeit 2011 ist es möglich geworden, dass Care-Migrantinnen aus dem EU/EFTA-Raum ohne Aufenthaltsbewilligung während bis zu 3 Monaten in der Schweiz arbeiten können.

Manche sprechen von einer Win-Win-Situation, schliesslich verdienen die Frauen für ihre Verhältnisse gut. Wie beurteilen Sie das?

Ich stehe dem kritisch gegenüber. Lohn und Arbeitsbedingungen sind meistens sehr schlecht. Zwar gibt es einen verbindlichen Mindestlohn für

Hauswirtschaft. Arbeitszeitbeschränkungen sind aber ungenügend geregelt. Das hat zur Folge, dass die Frauen viel mehr als die im Arbeitsvertrag festgehaltenen und entlöhnten 6 bis 8 Stunden arbeiten. Oft leben Care-Migrantinnen bei der von ihnen betreuten Person und sind während 24 Stunden im Bereitschaftsdienst – eine physisch und psychisch sehr belastende Situation.

Was müsste sich ändern?

Es braucht bessere rechtliche Rahmenbedingungen für Care-Migrantinnen. Wir müssen uns zudem überlegen, wie wir als Gesellschaft in Zukunft Pflege zuhause organisieren und finanzieren wollen. Gute Betreuung sollten sich alle leisten können – aber nicht auf Kosten der Arbeitnehmenden.

Was halten Sie von Flüchtlingen als Pflegehelfern als Alternative zur Care-Migration?

Ich kenne das Projekt nicht, bin aber gespannt, davon zu erfah-

ren. Ein Fragezeichen sind für mich auch hier die Arbeitsbedingungen: Die Gefahr von Ausbeutung ist gross.

Interview: Andres Eberhard



Barbara Lienhard ist Projektleiterin der Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich, wo man sich intensiv mit dem Thema Care-Migration beschäftigt.